

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 9

Artikel: Winckelmanns Sudelbuch in Montpellier
Autor: Boehlich, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WINCKELMANN'S SUDELBUCH IN MONTPELLIER

Von Walter Boehlich

Einen unvorgreiflichen Gedanken des Begründers der Berliner Akademie hat Lichtenberg in dem Aphorismus variiert: «Wenn, was Leibniz gesagt hat, dereinst die Bibliotheken Städte werden, so wird es auch düstere Straßen und Schindergäßchen geben, so wie jetzt.» Unsere Bibliotheken sind Städte geworden, mit modernen Prunkstraßen, in denen die neuesten Handbücher und Nachschlagewerke aufgestellt sind und die einander recht ähnlich sehen, den großen Boulevards der Bildungsliteratur und den heiteren Alleen des Unterhaltungsschrifttums, schmalen, geraden Wegen der Forschung, von denen der eine oder andere ohne Warnungsschild als Sackgasse endet. Es sind Weltstädte, von denen jeder nur ein kleines Quartier kennt. Die Schindergäßchen, in denen die Kritik wohnt, werden nach und nach abgerissen.

Den, der solch eine *Cité du livre* bewohnt, treibt es wie Sylvestre Bonnard von Zeit zu Zeit hinaus, auf die Jagd nach Handschriften. Die liegen in den düsteren Straßen der alten, verfallenen Stadtteile, und ihre vergilbten Blätter strömen einen starken Modergeruch aus, aber von der Art der verfaulten Äpfel, die Schiller zum Arbeiten anregten. Eine versunkene Welt, die immer wieder aufgesucht und entdeckt wird, in der sich schon manches restaurierte Haus befindet, eine Welt, die jeden Augenblick etwas ganz Unerwartetes offenbaren kann, die den Besucher mit dem manchmal gehaltenen Versprechen lockt, ihm ein Geheimnis preiszugeben, das derjenige, der so emsig suchte, meist verdient zu haben glaubt. Wenig kommt der Spannung gleich, mit der der Leser solch ein Stück in die Hand nimmt, in das sich vielleicht seit fünfzig oder hundert oder noch mehr Jahren niemand mehr versenkt hat. Jede Seite hat ihre Ueberraschungen und ihre Rätsel. Am Ende kann er mit ein paar Tagen antiquarischen Vergnügens belohnt sein oder auch mit ein wenig mehr. Es ist der Genuß, etwas einen Augenblick allein zu wissen, was vielleicht noch nie jemand gewußt hat — und sei es auch noch so wertlos —, und der Genuß des Erkennens und Entdeckens, der solche Leser antreibt.

Unsere fragmentarische Kenntniss der Vergangenheit müssen wir aus dem Unerforschten bereichern.

In der Bibliothek der medizinischen Fakultät zu Montpellier, unweit einer der schönsten Anlagen des südlichen Frankreich, findet sich ein Band mit der Aufschrift: *Excerpta varia autographa Winckelmanni*, den plündernde französische Soldaten nebst anderen Stücken aus der Bibliothek des Kardinals Albani nach Marseille gebracht haben. Auf solche Weise gelangte diese Handschrift nicht mit den anderen Hinterlassenschaften Winckelmanns nach Paris und ist nie recht genutzt worden.

Von Winckelmanns Hand trägt das erste Heft die saubere Ueberschrift *Miscellanea Nothniziana inchoata mens. Mart. 1751* wie andere Hefte des zu Beginn jeder Arbeit besonders ordnungsliebenden Winckelmann *Miscellanea Romana* oder *Miscellanea Graeca*, womit denn entweder der Ort der Abfassung oder die behandelte Materie gekennzeichnet wird. Unser Heft nun führt nach Nöthnitz, wo Winckelmann sechs Jahre seines Lebens verbrachte, als Bibliothekar des Grafen Büнау. Jener ungeschickte italienische Bibliothekar jedoch, der zu Ende des Winckelmannschen Jahrhunderts, wie es Goethe genannt hat, die Hinterlassenschaft des Ermordeten ordnete und zu Bänden zusammenstellte, hat diesen Notizheften ein paar weitere Lagen zugebunden, die Winckelmann in Rom und während seines Florentiner Aufenthaltes anlegte und die nichts mit den ersten zu tun haben. Indessen hat er so erreicht, daß das Sudelbuch von Montpellier den aufnehmenden Winckelmann neben dem produzierenden zeigt, den notierenden neben dem entwerfenden.

Solcher Exzerptbücher aus dem 18. Jahrhundert besitzen wir eine Menge. Goethes *Ephemeriden* gehören dahin, von Lessing findet sich Vergleichbares, und was ist ein Teil von Lichtenbergs *Aphorismen* anderes als Notate aus der täglichen Lektüre, angelegt als Gedankenmagazin, aus dem der Satiriker so gerne hat schöpfen wollen, ohne sonderlich dazu zu gelangen. Ganz anders Winckelmann. Er hat aus seinen Gedankenmagazinen auf oft wunderliche und erstaunliche Weise geschöpft, und was dem Leser zunächst als wirres Konglomerat obskurer Gelehrsamkeit erscheinen muß, ist von Winckelmann mit nachtwandlerischer Sicherheit seinen Werken und Briefen einverleibt worden. Dafür haben seine Aufzeichnungen auch nicht den Kunstwert von Lichtenbergs Pfenningswahrheiten, worin man einen Zug ausgleichender Gerechtigkeit sehen mag.

Unter den großen Bewegern des deutschen 18. Jahrhunderts, Lessing, Hamann, Herder, Goethe, nimmt sich das Werk Winckel-

manns wie das eines Spezialisten aus, eines Altertumsforschers, der wenig Anteil an dem enzyklopädischen Grundzug seiner Zeit zu haben scheint, dessen ganzes unüberbietbares Interesse auf den einen Punkt der antiken, ja sogar allein der griechischen Kunst konzentriert war. In Wirklichkeit ist seine Gelehrsamkeit nicht enger als die seiner Gefährten. Sie umfaßt Historie und Geographie, Medizin und Naturwissenschaften, die Welt des Fernen und des Nahen Ostens, zu dessen Betrachtung ihn hebräische und arabische Sprachfertigkeit befähigte, die antiken und modernen Literaturen in gewaltiger Ausstreckung. Aber als er produktiv zu werden begann, da hatte er auch zugleich sein Thema gefunden, und nichts hat ihn danach ablenken können. Alle die ungeheuren Kenntnisse, die er in Seehausen und Nöthnitz gesammelt hatte, zog er wie in einem Brennpunkt zusammen, dessen Entzündungsmacht wider das Wunder der hellenischen Welt gerichtet war.

Einen der lesehungrigsten Menschen muß man ihn sich denken, wie er die Schätze der Bünauschen Bibliothek mit ihren über 40 000 Bänden zu genießen und zu verwerten sucht und mit allen Spielarten menschlicher Erkenntnis seine Notizhefte anreichert. «In Sachsen», hat er später bekannt, «schrieb ich den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken aus und las Leben der Heiligen und des Nachts den Sophokles und dessen Gesellen.» Von all dem künden seine Aufzeichnungen. Reisebeschreibungen sind darunter, eine Beschreibung des Morgenlandes, neue Nachrichten aus China, die bekannten Briefe über die auswärtigen Missionen der Jesuiten, über portugiesische Entdeckungen und Eroberungen, auch das ein Werk aus jesuitischer Feder, der dieses wißbegierige Zeitalter so manches verdankt. J. F. Laffiteau hat darin über die früheste Geschichte der portugiesischen Niederlassungen in Ostindien erzählt. Polyhistorische Neigungen verbinden sich da mit einem Zeitinteresse für den Orient. Eine Chinamode hat es nicht nur in der bildenden Kunst des Spätbarocks gegeben, und nicht nur Montesquieu und Voltaires kulturkritische Dichtungen gehören in dieses Kapitel. Eine Vorahnung der Reiselust, die Winckelmann später gelegentlich packte und die ihn an England, Griechenland und Aegypten denken ließ, kündigt sich an. Aber es ist auch mehr, und das läßt sich dort erkennen, wo die Notizen etwas ausführlicher sind.

Ein Werk über die *Delices de l'Espagne* hat es ihm besonders angetan, und hier kann man nun fragen: was notierte Winckelmann, und warum notierte er es, und was wurde aus solchen Notaten? Vieles hat wohl nur Anschauungswert für ihn gehabt, wie der Bericht über das Knoblauchessen oder die Glatzen der

Mädchen an der Biscaya. Aber dann zeichnete er so vieles über das Klima und seine Wirkungen auf Menschenschlag und Denkart auf, daß man nicht nur an seine Bemerkungen über *Clima und Natur des Landes von Rom* (in Paris) erinnert wird, sondern vor allem an die Rolle, die die Lehre vom Klima in der *Geschichte der Kunst des Altertums* spielt. Montesquieu hatte den Anstoß dazu gegeben. Es gibt Länder, lehrte dann der römische Antiquar, wo die Kunst ihren Sitz nicht nehmen kann — und was der mittelmeeerische Himmel für die Vollkommenheit der griechischen Kunst getan hat, das sagt fast jede Seite bei ihm. «Wo die Natur weniger in Nebeln und schweren Dünsten eingehüllt ist, gibt sie dem Körper zeitiger eine reifere Form; sie erhebt sich in mächtigen, sonderlich weiblichen Gewächsen, und in Griechenland wird sie ihre Menschen auf das feinste vollendet haben.» Das Gegenstück sind die Bewohner zu kalter oder zu warmer Zonen, Mohren oder kleinäugige Nordländer. «Solche Bildungen wirkt die Natur allgemeiner, je mehr sie sich ihren äußersten Enden nähert und entweder mit der Hitze oder mit der Kälte streitet, wo sie dort übertriebene und vorzeitige, hier aber unreife Gewächse von aller Art hervorbringt.» Hinter solchen Gedanken der Kunstgeschichte stehen auch unsere Auszüge über Unfruchtbarkeit und Flachbrüstigkeit der spanischen Frauen. Aber warum notierte Winckelmann, daß die Cantabrer und die Celtiberer sich mit Urin gewaschen und die Zähne geputzt hätten? Als Kuriosum? Ob er sich nicht vielmehr an das 39. Carmen Catulls erinnerte, in dem dem Celtiberer Egnatius diese Absonderlichkeit vorgehalten wird? Er kannte und liebte Catull und hat ihn noch viel später gegen Ovid und Virgil in Schutz genommen; er zitiert ihn in Briefen und in der Kunstgeschichte und hat ihm wenig später ein ganzes Notizheft gewidmet.

Wie aber diese Sudelbücher Winckelmanns Werke beleben konnten, zeigt mit schöner Klarheit der Passus über die wechselnden Schicksale der Spanier. Karthager und Römer hätten sie geplündert, wie später die Spanier selbst die Indianer. *Chacun a son tour dans ce monde*. So werde vielleicht auch einmal die Reihe an die Indianer kommen. *Il ne faut jurer de rien*. Und er schließt diese Betrachtung mit zwei Zeilen, die ihre Herkunft aus den Tristien des Ovid nicht verleugnen können:

*omnia iam fiunt fieri quae posse negabam
et nihil est de quo non sit habenda fides.*

Jahre später hat er in Dresden einen Aufsatz ausgearbeitet, der erst lange nach seinem Tode veröffentlicht wurde: *Gedanken über*

den mündlichen Vortrag der neuern allgemeinen Geschichte. Da findet sich dann eine Stelle: «Die Betrachtung über den wunderbaren Wechsel in den Reichen ist eine von denen glücklichen Gelegenheiten... Die Carthaginienser, und nach ihnen die Römer, holten ihr Silber aus Spanien: es war billig, daß sich die Spanier ihres Schadens anderwärts erholten: sie holten ihr Silber aus Indien. Vielleicht kommt künftig die Reihe auch an die Indianer, das Recht der Wiedervergeltung zu üben.»

So finden sich überall in Winckelmanns Schriften Splitter fremden Denkens, die er aus den ursprünglich in der Sprache des Originals bald lateinisch, bald französisch, bald englisch, bald italienisch gehaltenen gelehrten Notizen in sein eigenes wundervolles Deutsch verwandelte und seinem Denken anverwandelte. Es ist wohl kein Zufall, daß er schon in den Heften oft Verfasser oder Quelle unerwähnt läßt, womit er nicht zuletzt des nachgeborenen Lesers Such- und Findefreudigkeit in Gang setzt.

Historische Lektüre tritt neben solche Reisebücher. Exotische Welten machte er sich bekannt, und gerne glaubt man ihn hier der europäischen Vorromantik zugehörig. Aber sein Ziel mußte notwendig ein anderes sein. Den Titel eines Werkes über die Inkas in Peru schrieb er sich auf. Der Verfasser interessierte ihn wenig, wohl aber der Illustrator. Es ist der gleiche Picart, der die Stiche zu Stoschs großem Gemmenwerk liefern sollte, desselben Stosch, dessen eigene Gemmen er selbst später beschrieb. Aber war der Verfasser denn so uninteressant? Es war Garcilasso de la Vega (El Inca), dessen romantische Schilderung Perus am Beginn einer bunten Reihe spanischer Chroniken steht, aus der Winckelmann noch mehr studiert hat.

Aber was soll Peru im Gedankenmagazin eines klassischen Archäologen? Sollte auch diese Lektüre Folgen gehabt haben? Am Ende der *Anmerkungen über die Baukunst der Alten* lesen wir: «Michelangelo, dessen fruchtbare Erfindung sich in der Sparsamkeit und in der Nachahmung der Alten nicht einschränken konnte, fing an in den Zierrathen auszuschweifen, und Borromini, welcher dieselben übertrieb, führete ein großes Verderbniß in der Baukunst ein, welches sich in Italien und in andern Ländern ausbreitete und sich erhalten wird, weil unsere Zeiten sich immer weiter von der Ernsthaftigkeit der Alten entfernen, und man ist vielmahls den Königen in Peru ähnlich, in deren Gärten die Pflanzen und Blumen von Golde waren und deren Größe sich in ihrem verderbten Geschmacke offenbarete.» So kann ein spanischer Geschichtschreiber des frühen 17. Jahrhunderts zum Kronzeugen für Winckelmanns gegen das Barock gerichtete Schriftstellerei werden.

Viel weiter jedoch, in den Kern des Winckelmannschen Denkens, führt ein Blick auf seine Beschäftigung mit dem größeren Antonio de Solis, dessen *Geschichte der Eroberung von Mexiko* er in italienischer Uebersetzung las. Seine Exzerpte beginnen mit dem lapidaren Satz: *La sustanza dell'Istoria è la Verità*. Die Substanz der Geschichte ist Wahrheit! Alles folgende schmilzt zu Unwesentlichkeiten dahin vor der Wucht dieser Formel, von deren Wirkung das Werk des gelehrten Antiquars voll ist. Wahrheit ist ein Schlüsselwort für Winckelmann, das in die großartigsten Räume seines Ideenkosmos führt. Daß er nur Wahrheit und Wissenschaft suche, schrieb er einem Freunde schon vor dieser Lektüre, und nicht allein das sollte verhindern, Winckelmanns Wahrheitslehre von dieser zufälligen Lese Frucht abhängig zu machen. Aber welchen Erhellungscharakter dieser eine Satz für ihn gehabt hat, das zeigt auch wieder der Dresdener Aufsatz, der noch weitere Anklänge an den spanischen Chronisten enthält: «Dem mündlichen Vortrag sind eben die Gesetze vorgeschrieben, die der Geschichtschreiber über sich erkennen muß, und keines ist größer als: Wahrheit.» In der Kunstgeschichte wird es heißen «in dieser Geschichte der Kunst habe ich mich bemüht, die Wahrheit zu entdecken»; in einem Briefe aus Rom: «Die Wahrheit war (außer der Religion) allezeit mein Schutz.»

Winckelmanns Wahrheitssuche ist kein Kind der Aufklärung; den religiösen Hintergrund darf man ihr nicht nehmen. Die Ueberzeugungskraft des Wahren, des Offenbaren — und des Schönen — stammt aus der gleichen Quelle, sie überzeugt ohne Beweise. So erscheint es auch als mehr denn ein Kuriosum, wenn das Sudelbuch die Bemerkung enthält, daß die Gabalen kein Wort für «ich glaube» hätten und ihr Glaubensbekenntnis daher laute: *Dieu est le père tout puissant, cela est vrai*. Die herrlichsten Stellen der Kunstgeschichte sind wohl die, in denen er seine Schönheitslehre entwickelt. Das sind Gedanken, die deutlicher als alles andere die religiöse Natur auch seiner Auffassung der Wahrheit offenbaren: «Die höchste Schönheit ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommener, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden.» Eine eigentümliche Verschmelzung mittelalterlicher Schönheitsmetaphysik mit dem klassischen Hellasglauben.

Aber zurück zu den antiquarischen Vergnügungen des Sudelbuchs. Neben die Exoten treten alte und neue Völker; Winckelmanns Interesse für Revolutionen zeigt sich; das deutsche und englische Mittelalter treten auf, wozu sein Anteil an Bünaus Reichsgeschichte den Anlaß gab; Päpste und Feldherren, vor allem Prinz

Eugen; auf alles konnte sein Interesse, das ihn fast hätte Geschichtsprofessor werden lassen, fallen: Engländer, Franzosen, Venezianer. Römer und Griechen stehen vornan. Winckelmanns Quellen sind lange vergessen; in ihm lebt einiges von ihren Meinungen weiter.

Wie man die Geschichte studieren solle, lernte er aus des Abbé Lenglet Du Fresnoy Werken. Seine Wirkung war nicht nur auf das 18. Jahrhundert beschränkt; doch konnte der Göttinger Wachler von ihm sagen: «Mögen die Franzosen noch fernerhin ein solches Werk in Ehren halten und bei neuern Arbeiten zugrunde legen; die mäßigsten Forderungen des strengern Auslandes hat es zu keiner Zeit befriedigen können, wenn es gleich als eines der ersten in seiner Art überall Aufmerksamkeit erregte.» Damals hatte sich schon so etwas wie eine deutsche Geschichtschreibung entwickelt, aber zu Winckelmanns Zeit gab es nichts Ebenbürtiges. Auch nichts, was die von Winckelmann benutzte Alte Geschichte von Rollin hätte ersetzen können, aus der der junge Lessing in seiner Berliner Zeit bekanntlich einiges übersetzte. Winckelmann hat ihm in der Kunstgeschichte vorgeworfen, daß er vom Laokoon rede, als wenn er nicht in der Welt wäre — aber gelesen und exzerpiert hat er ihn eifrig.

Dieser merkwürdige und ehrwürdige Mann, der von der kritischen Methode der Mauriner unberührt blieb, dafür aber den Lehren Port Royals Einzug in die Pariser Universitätswissenschaft verschaffte, hat die Vorstellung zahlloser französischer Schülergenerationen von der Alten Welt beeinflußt und festgelegt. Im hohen Alter schrieb er ein dickleibiges zweibändiges Werk über die Art, wie man die Literatur zu betrachten habe. Voltaire hat ihm dafür einen Platz in seinem *Temple du Goût* gegeben, Montesquieu verehrte ihn, Friedrich der Große schätzte ihn, und Winckelmann machte sich seine Notizen, freilich alle aus dem ersten Teil. Er scheint nicht sehr weit mit seiner Lektüre gekommen zu sein. Bis zu dem Kapitel über die Wahrheitssuche ist er wohl nicht vorgedrungen, jedenfalls nicht in seinen Exzerpten. Aber die Lehre von der Wirkung des Literaturstudiums auf Sitte, Geist und Religion befriedigte, seine Kenntniss in alter Geschichte und Dichtung fesselte ihn.

Rollin hatte dieses Werk für den Gebrauch an der Universität geschrieben, und zwar, als eine Art französischer Christian Thomasius, wider die Regel nicht in lateinischer Sprache. Das hat Verwunderung und Sympathie erregt, und es sagte ihm jemand, er spräche französisch, als ob es seine *langue naturelle* sei. Die Geschichte war ihm eine Schule der Tugend und der Moral. Er

gehörte jenen toleranten Würdenträgern an, deren Auffassung, daß Christliches und Heidnisches ruhig nebeneinander bestehen dürfe, in Fénelons Akademiebrief so schönen Ausdruck gefunden hatte. Ehrfurcht vor den Göttern, den Königen, Vätern und Müttern könne man aus Homer lernen, sagte er.

Er bildet so den Uebergang von der Betrachtung der Geschichte zur Betrachtung der Literatur. Bevor wir uns ihr zuwenden, ein paar Bemerkungen über Winckelmanns sprachliche Leidenschaften. Aus Seehausen berichtete er gerne, welche Fortschritte er im Englischen und Italienischen mache, und noch in Nöthnitz fehlt es nicht an Eintragungen über Grammatiken und Wörterbücher, meist über schlechte. Was er freilich mit einer Abhandlung aus den Schriften der Kopenhagener Wissenschaftlichen Gesellschaft über die Sprache der Grönländer wollte, scheint rätselhaft. Ist es ein Zug mehr, der ihn dem Sturm und Drang verknüpfen könnte? Oder nur Sprachleidenschaft schlechthin?

Der Aufsatz stammt von einem polyglotten dänischen Theologen, Marcus Wöldike, von dem berichtet wird, daß er sechsundzwanzig Sprachen beherrscht habe. So etwas bewunderte Winckelmann. Es mochte ihn an Samuel Bochart erinnern, dessen Hochschätzung er mit Bayle teilte und vielleicht von ihm geerbt hat. In den Seehausener Miscellaneen (in Hamburg) steht völlig zusammenhanglos ganz unten auf einer Seite «Bochart hat in seinem 50. Jahre noch die Ethiopische Sprache erlernt». — Wöldike nahm die Uebersetzung der Evangelien ins Grönländische zum Anlaß seiner gelehrten Bemerkungen, die nicht frei von aufklärerischem und orthodoxem Hochmut sind, wo er von den unermüdlichen Anstrengungen spricht, die der König *paganorum istorum conversioni et saluti aeternae impendit*.

Winckelmann notierte also sauber lautliche und grammatische Besonderheiten des Grönländischen. Wozu? Sie paßten in seine — und der Nachfolgenden — Klimalehre, deren Bedeutung für die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts von Fr. Schlegels *Sprache und Weisheit der Inder* an bekannt ist. So ist es denn nicht verwunderlich, wenn man in der Kunstgeschichte den Einfluß des Klimas auf die Sprache dahin bestimmt sieht, daß «in kalten Ländern die Nerven der Zunge starrer und weniger schnell sein müssen als in wärmeren Ländern; und wenn den Grönländern und verschiedenen Völkern in Amerika Buchstaben mangeln, muß dieses aus eben dem Grunde herrühren».

Sprachen um ihrer selbst willen hat Winckelmann nicht gelernt. Er war kein Grammatiker; er wollte lesen können, lesen. Nicht nur gelehrte und wissenschaftliche Werke, sondern große Litera-

tur in allen Sprachen. Kein Werk der bildenden Kunst hat solche Wirkungen auf ihn gehabt wie die Epen Homers. Von der Literatur ist er zur Kunst gekommen, nicht umgekehrt, und ein literarischer Grundzug steigert sein gesamtes Denken über die Kunst. In dem *Versuch einer Allegorie* und in seinem letzten Werk, den *Monumenti Antichi Inediti*, hat er sich energisch durchgesetzt. Sein Aufsatz über die Empfindung des Schönen in der Kunst enthält die Lehre: «Mein Vorschlag zum Unterricht eines Knaben . . . ist folgender: zuerst sollten dessen Herz und Empfindung durch Erklärung der schönsten Stellen alter und neuer Skribenten, sonderlich der Dichter, rührend erweckt und zu eigener Betrachtung des Schönen in aller Art zubereitet werden, weil dieser Weg zur Vollkommenheit führt.»

Dem steht Goethes Wort entgegen: «So finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke.» Deutlicher als seine Werke und Briefe noch zeigen seine Notizbücher Neigung für Poesie und ein ungemeines Verständnis für sie. Er war liebesfähiger als die meisten seiner Zeitgenossen. Die Tragiker verdarben ihm nicht den Genuß des Aristophanes, Ovid und Virgil nicht die Freude an Juvenal und Catull; das *Pervigilium Veneris*, das Hamann schätzte und Bürger übertrug, feierte er begeistert; und wieder konnte ihm die Antike nicht die Moderne verleiden. Die Italiener hat er mit mehr Verständnis und in größerer Ausdehnung gelesen als irgendein Deutscher seiner Zeit. Wer außer Bodmer interessierte sich denn in diesen Jahren überhaupt dafür, und wer hätte schreiben können: «Dante ist mit niemandem, weder mit den Griechen noch mit den Römern, zu vergleichen; er ist ein Original. Die Stelle, wo er den Tod des Conte Ugolino, den die Pisaner mit seinen vier Söhnen gefangennahmen und in einem Thurm Hungers sterben ließen, . . . ist zu merken.» Das ist aus einem Pariser Heft, unter der Ueberschrift *Von der Gelehrsamkeit*. Daneben stehen die großen Engländer und Franzosen, aber freilich kaum etwas Deutsches.

Die Masse seiner literarhistorischen Kenntnisse verdankt Winckelmann einem merkwürdigen Werke, Baillets *Jugemens des Savans*, eine Schöpfung, wie sie wohl nur diese polyhistorische Zeit hervorbringen konnte. In ihm waren Meinungen und Urteile über eine Unzahl alter und neuer Autoren zusammengetragen, zum geringsten Teil von Baillet selbst. Das war eines der lexikalischen Werke, zu denen Winckelmann eine so natürliche Zuneigung empfand. Das Sudelbuch in Montpellier enthält eine Reihe

Exzerpte aus dem fünften Bande, in der Mehrheit Corneilles bedeutendere Dramen betreffend, dann aber auch andere Franzosen. Winckelmann scheint die *Jugemens* — wie ein junges Mädchen — von hinten nach vorn gelesen zu haben, was gut zu ihren Sonderlichkeiten paßte. Die Register sind nach Vornamen geordnet, seine Reihenfolge durch die Todesdaten bestimmt. Die Vergleichung der Modernen mit den Alten ist ein durchgehender Gesichtspunkt. In Paris finden sich weitere Auszüge daraus, über Racine und einige italienische Dichter.

Wie hier, so hat Winckelmann auch in Daciers Uebersetzung der Aristotelischen Poetik Bekanntschaft mit der Frankreichs Literatur beunruhigenden *Querelle des Anciens et des Modernes* gemacht. Dieses unbekannten Mannes einer höchst gelehrten Frau umfänglichen Kommentar hat er mit größter Gewissenhaftigkeit studiert; freilich auch nicht ordentlich der Reihe nach, sondern bald vor-, bald zurückblättern. Alles, was die Poetik betraf, ob es nun Aristoteles, Horaz oder Scaliger war, fesselte ihn, und von all dem finden sich Spuren in Montpellier — und der Streit zwischen den Alten und den Modernen packte ihn nicht weniger. Er sollte ihm in seiner Erstlingsschrift über die Nachahmung eine ganz neue Wendung geben.

Diese Obskuren aber verblassen vor dem Glanze Voltaires. In ihm begegnete er einem berührbaren Kritiker, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Man kann es sehen, wie Winckelmann von dem *Essai sur la poésie épique* mehr und mehr ergriffen wurde, der den ganzen Umfang europäischer Ependichtung von den Griechen und Römern bis zu Tasso und Milton vor ihm ausbreitete, und wie er dann wieder nach vorn zurückblätterte zu der Einleitung über den verschiedenen Geschmack der Völker, die wie ein Modell zur Einleitung der Kunstgeschichte (*Von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern*) aussieht.

Die Rolle Montaignes und Shaftesburys für Winckelmann ist häufig genug geschildert worden; auch Montesquieu hat sein Recht bekommen. Aber neben ihnen muß Voltaire genannt werden, dessen Werke Winckelmann immer wieder vornahm, die er in einer kleinen Dresdener Ausgabe wert hielt, ihn zusammen mit ganz wenigen anderen Büchern nach Italien zu begleiten. Vieles von der Freiheitlichkeit seines Denkens und Schreibens verdankt er gerade ihm, und da er in Deutschland keine Vorbilder unter den Historikern finden konnte, durfte er wohl bei Voltaire in die Schule gehen. Erst Goethe hat dessen Rolle wieder gleich hoch zu würdigen gewußt.

Toleranz war nicht das mindeste, was Voltaire ihn lehren konnte; er konnte ihn auch mit dem Dichter bekannt machen, dessen Ruhm die Devise der nächsten Generation werden sollte, mit Shakespeare. Und so schrieb sich dieser Voltaire-Freund denn auf, daß Shakespeare sich einen Weg gebahnt habe, wo kein Mensch vor ihm gegangen sei; er gehe voran ohne Führer, ohne Kunst, ohne Regel: *il s'égaré dans sa carrière; mais il laisse loin derrière lui tout ce qui n'est que raison et qu'exactitude*. Solche Worte sollten bis zu Herder — auch nicht von Lessing! — nicht wieder ertönen. Mit ihnen war die klassische französische Literaturdoktrin durchbrochen. Sie mußten Winckelmann, der auch Popes Einleitung zu Shakespeares Werken und die Biographie Rowes kannte — zusammen mit Voltaires verschiedenen Aeüßerungen also alles Wesentliche —, zu dem Dichter selbst führen.

Winckelmann als Shakespeare-Leser, eine eigentümliche Vorstellung; aber das Sudelbuch in Montpellier bestätigt sie. Das hieße, daß der Schöpfer des klassischen Hellasbildes sich vor Wieland, der Shakespeare etwa 1755 kennenlernte, aber auch vor Lessing, der ihn bis zu dem 17. Literaturbrief (1759) wohl nur aus zweiter Hand kannte, dem Genius der Stürmer und Dränger zugewandt hätte! Natürlich knüpfte auch er wie alle anderen an *Julius Cäsar* an, aus dessen ersten Szenen er sich vier Stellen anmerkte. Zunächst ein fast homerisches Bild:

*weep your Tears
Into the Channel till the lowest Stream
Do kiss the most exalted Shores of all.*

Dann drei andere Zitate, die alle eine Art Speisemetapher enthalten, darunter natürlich das berühmte:

Let me have Men about me that are fat . . .

Schrieb das der Winckelmann, der ständig Magenschwierigkeiten hatte und des Nachts *nicht* gut schlief?

Shakespeare war nicht der einzige Engländer, den er damals las. Auszüge unter der Ueberschrift *Love of Fame* gehören dazu. Hier war er also einem anderen Erwecker der Stürmer und Dränger begegnet, Young. Youngs satirische Dichtung hat zwar nicht die Wirkung seiner Nachtgedanken oder seiner Altersschrift, die die Definition des Genies enthalten sollte, gehabt; aber dem satirenfreudigen Winckelmann hat sie zugesagt. Anspielungen auf La Bruyère mögen ihn erquickt haben; Bspöttelungen der Altertümerliebhaberei waren darin, auch ein Satz, der ihn so ergriff, daß er ihn übersetzte: «Wir leben bloß von den Almosen verflos-

sener Jahrhunderte.» Er notiert sich die Stelle über den lachenden Tityrus, dessen Zähne doch nicht weißer vom Lachen werden. Hat ihn diese Verwandlung einer virgilischen Person amüsiert, oder mußte er wieder an den Egnatius aus Catulls 39. Carmen denken, von dem es heißt:

*Egnatius quod candidos habet dentes
Renidet usque quaque...*

Die beiden Satiren über die Frauen hat Winckelmann wohl nicht mehr gelesen. Das hatte Pope ja auch viel kräftiger als der sanfte Young abgehandelt. Und Pope hat einen großen Namen bei Winckelmann. Seinen *Essay on Man* habe er fast auswendig gekannt, sagte er einmal. Zitate aus ihm und dem Lockenraub finden sich.

Ungleich reichhaltiger sind die Auszüge aus Swifts *Thoughts on Various Subjects*. Das war ihm gerade stark genug. Was mag er mit seinem höchst zwiespältigen Gefühl für sein Vaterland gedacht haben, als er notierte: *The greatest inventions are produced in the times of ignorance; as the use of the Compass, Gunpowder and Printing; and by the dullest nation as the Germans*. Die antiklerikalen Hiebe des englischen Pfarrers hat der werdende Abbate in schöner Vollständigkeit gesammelt, daneben alles, was Böses über Frauen und Ehe zu finden war: *He who marries a wife because he can't always live chastly, is much like a man who finding a few humors in his body, resolves to wear a perpetual blister*.

Bei soviel Zuneigung für die englischen Moralisten mußte Winckelmann auch von den französischen angezogen werden. Die Exzerpte aus ihnen werden mit einer Reihe Sentenzen über die Liebe eröffnet, über deren Herkunft Winckelmann sich ausschweigt. Ausgerechnet über die Liebe? Wenn etwas keine Rolle in seinem Leben gespielt hat, dann Frauenliebe. Erst wenig Jahre vor seinem Tode erlebte er sie ein erstes Mal, als er Margherita Mengs kennenlernte. Was kein weibliches Ziel finden konnte, hat er an Jünglinge verschwendet. Er ist ein Verkünder der Freundschaft gewesen. Wenn er der Virgilischen Ecloge von Corydon, der für den schönen Alexis in Liebe entbrannt ist, begegnet, wird er ihren Beginn notieren. Die Briefe aus Seehausen vor allem zeigen, was ihm Freundschaft bedeutete, Freundschaft, die nicht geringer war als Liebe. Im Hamburger Nachlaß befindet sich ein Briefentwurf, der mit den Worten endet: «Mein einziger Trost in meiner Verlassenheit ist, daß sich etwas in mir befinden muß, das mich so fest mit Dir verbindet. Dieses muß das einzige sein, was sich Großes bei mir befindet. Ich werde Dich lieben, so lange ich

lebe und ersterbe.» Darunter steht in größerer Schrift mitten auf der Zeile wie ein Aufstöhnen «Lieb Lieb».

Solche Freundschaft sah er in Theseus und Peirithoos verkörpert, vor allem aber in Orest und Pylades. Immer wird diese Chiffer wiederkehren. Ein Gedicht aus der Seehausener Zeit schildert in Distichen den Abschied Orests von dem sterbenden Gefährten:

Graviter aegrotat Pylades, spes nulla sanandi...

Wie Faust Helena in jedem Weibe, so suchte er überall Darstellungen dieses Paares zu finden, was ihm Fehldeutungen nicht erspart hat. Entsprechend sind die Zitate über die Liebe voll von sarkastischen Bemerkungen über die Unbeständigkeit der Frauen, über die Mißlichkeit gelehrter Weiber, daß man nur einmal wirklich liebe, daß die Zeit die Freundschaft stärke, aber die Liebe schwäche, oder schließlich ein Satz, den die Erfahrung ihm selbst unauslöschlich ins Herz gegraben hatte: *Vouloir oublier quelqu'un, c'est y penser. L'amour a cela de commun avec les scrupules, qu'il s'aigrit par les réflexions et les retours que l'on fait pour s'en délivrer. Il faut, s'il se peut, ne point songer à sa passion pour l'affaiblir.* Das alles stammt aus La Bruyères Charakteren, aus den Kapiteln über die Frauen und vom Herzen.

Verwandte Gedanken aus den *Lettres Persanes* beschließen den Reigen. Dies alles ist nur ein geringer Teil dessen, was die Handschrift birgt. Ein ganzes Heft von Exzerpten aus den griechischen Tragikern und Lyrikern, Auszüge aus einem französischen Roman kommen dazu, kunstgeschichtliche, archäologische und philologische Quisquilien. Aber sollte unter all dem gar keine Spur deutscher Lektüre sein? Ganze zwei Zeilen, mitten unter anderem, übergangslos hingeschrieben:

*Das Buch hie ein ende hat
Das hat geschrieben Chunrat.*

Was ist das? Es sieht altdeutsch aus, auf den ersten Blick. Aber Winckelmann als Leser mittelhochdeutscher Epen, das ist ein noch viel abenteuerlicherer Gedanken, als sich ihn als Shakespeare-Leser vorzustellen. Und doch hat er sich schon in Seehausen den Titel einer Amsterdamer Ausgabe des Wulfila (von 1684; es ist die berühmte Edition von Thomas Mareschall und Franz Junius) ausgezogen, und doch befinden sich in Paris Notizen über Otfrid und Tatian.

Nun muß man sich erinnern, daß Winckelmann große Mengen mittelalterlicher Literatur für Bünaus Reichshistorie durcharbeiten mußte, und überlegen, wo er diesen, keinem unserer bekann-

ten Epen zugehörigen, Schluß hergenommen haben kann. Es gab ein Werk, in dem fast alles Altdeutsche enthalten war, was die Zeit vor Gottsched und Bodmer kannte, Schilters *Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum*, der 1727 neu aufgelegt worden war. Die *Lex salica* war darin enthalten, und wer mittelalterliche Geschichte trieb, mußte sie kennen. Er mußte aber auch einen Blick in die Sagenwelt des Rolandsliedes tun, das dort in der Umdichtung des Strickers (*Strickerus non ignobilis aevi sui poeta*) mitgeteilt war. Der Straßburger Theologe Schade hatte die Handschrift gefunden und nebst anderem darauf geschrieben: *Sit igitur cuique post me possessori charum quia rarum*. In diese Fassung des Rolandsliedes, die man statt der gleich anschließend ein wenig verstümmelt abgedruckten des Pfaffen Konrad damals für die authentische hielt, gehört der abrupte Epenschluß, der Winckelmann offensichtlich belustigt hat.

Wo hat uns diese Wanderung nicht überall hingeführt! In den höchsten Norden und den tiefsten Süden, weit in die unbekannte Welt des Ostens und im Westen über die Säulen des Herkules hinaus bis ins südliche Amerika. Sprache und Literatur sind uns begegnet so gut wie Erdbeschreibung und Geschichte. Kaum ein Volk, kaum ein Jahrhundert blieb ganz im Dunkel. An Stelle eines wirklichen Bildes des Altertumsforschers nur Elemente seiner Bildung — aber auch an Stelle gewagter, vielleicht geistesgeschichtlicher Hypothesen ein Stückchen von der Wahrheit, die Winckelmann und Lessing gemeinsam suchten. Von dem, was zunächst wie das wirre Sammelsurium eines wirklichen *homo vagus et inconstans*, wie ihn eine Schulbeurteilung nannte, aussah, hat manches seine höhere Notwendigkeit erwiesen, eine Notwendigkeit, die ihm niemand als Winckelmann selbst hätte geben können.

Nachdem wir so den Arbeiter Winckelmann kennengelernt haben, wie er Wissen sammelt und aufnimmt, sollen wir noch einen Blick auf den Hervorbringer tun.

An die Nöthnitzer Notizen schließen ein paar Hefte an unter der Ueberschrift: *Zusätze zu dem Versuch von der Geschichte der Kunst. Florenz im Jenner 1759*.

Winckelmann war damals mit dem Katalog der Sammlung des verstorbenen Baron Stosch beschäftigt. Er hat geschildert, wie pausenlos er dort gearbeitet hat, ohne recht zu etwas anderem kommen zu können. Was er nebenbei geplant oder begonnen hat, enthalten diese Hefte, denen ein weiterer Entwurf, noch aus Rom, vorausgeht: *Unterricht für die Deutschen von Rom*. Seit Winckelmann in die Hände der Pädagogen gefallen ist, hat man auch seinen pädagogischen Eros immer stärker betont; es ist aber etwas

daran. Lehrer der Jugend zu sein, war seine Lieblingsidee. Und natürlich wollte er sie vor allem über Italien und Rom belehren. Immer wieder hat er in Rom den Cicerone gemacht, immer wieder sich über die Reisenden und die Reiseführer geärgert. Hier galt es, etwas zu bessern, wenn die Botschaft der Antike wahrhaft vernommen werden sollte. Aus späterer Zeit (vor allem um 1762) sind uns eine Menge Sendschreiben bekannt, von denen einige das Reisen in Rom und Italien zum Gegenstande haben. Aber schon bald nach seiner Ankunft in Italien hatte er an Berendis geschrieben: «Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denenjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen (ich rede nur von Künstlern): denn alle Cavaliere kommen als Narren her und gehen als Esel wieder weg; dieses Geschlecht der Menschen verdienet nicht, daß man sie unterrichte und lehre.»

Die *Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst* (1759) schloß: «Ich habe überhaupt in etlichen Jahren meines Aufenthaltes in Italien eine fast tägliche Erfahrung, wie sonderlich junge Reisende von blinden Führern geleitet werden und wie nüchtern sie über die Meisterwerke der Kunst hinflattern. Ich behalte mir vor, einen ausführlichen Unterricht hierüber zu ertheilen.» Höchstwahrscheinlich darf man in dem Entwurf, dessen größerer Teil hier folgen soll, einen Versuch sehen, dies Versprechen zu erfüllen.

«Mein Freund,

ich übergebe Ihnen einige Betrachtungen, die denjenigen, welche die Reise nach Rom thun wollen nützlich seyn könnten. Man ist in Deutschland so wohl als in anderen Ländern nicht genug unterrichtet von dem was diese Stadt denen die sie kennen schätzbar macht: denn die Nachrichten der Reisenden, die sich über 3 Monat nicht in Rom aufhalten ist zu sehr unzuverlässig; und gebohrne Römer in Deutschland oder anderwärts sind entweder nicht in den ihren oder Umständen gewesen ihr Vaterland nicht kennen zu lernen; sie würden auch wenn sie sich nicht von Rom entfernt hätten zu der Kenntniss alles dessen was ein Reisender suchen soll nicht gelangt seyn, theils weil wir gegen das was uns beständig vor Augen ist gleichgültig werden, theils weil eine Wissenschaft dazu gehört. Aus diesem letzten Grunde wäre es überhaupt schlecht angewandt einen Unterricht zu schreiben, Rom recht nutzbar zu sehen: denn zu dieser Absicht gehört eine Vorbereitung von vielen Jahren, ein langer Aufenthalt an diesem Ort, alle Bequemlichkeit zu untersuchen und zu studieren, der

Umgang mit den besten und größten Leuten in Rom und ein unermüdeter Fleiß.

Mein gutes Glück hat mir alle diese Vorthelle genießen lassen und ich könnt Nachrichten geben, die wichtiger sind als aus dem Keyßler. Verzeihen Sie mir mein ungeneigtes Urtheil von den Reisen dieses geschätzten Mannes. Es ist das beste Buch in seiner Art, was wir und andere Nationen haben: aber was es von Rom schreibt...» Es folgt dann eine Polemik gegen Keyßler, den er auch in der Kunstgeschichte nicht ungerupft gelassen hat, und seine schlechte Unterrichtung.

Die *Zusätze* enthalten zum einen Teil einen langen Brief, der sich als Kladde für das Sendschreiben an Hagedorn vom Januar 1759 erweist (*Nachrichten von dem berühmten Stoschischen Museo in Florenz*), dessen Original verloren ist. Der Text weist nur wenig Aenderungen und Abweichungen auf.

Winckelmann hatte sich in diesem Sendschreiben bemüht, Hagedorn einige Merkwürdigkeiten ikonographischer Natur zu erklären. Er war damit auf einen Problemkreis gestoßen, dem in seinem *Versuch* (so hieß der damalige Entwurf der Kunstgeschichte, die erst ein Lustrum später erscheinen sollte) kaum Platz eingeräumt war, und alsbald sehen wir ihn beschäftigt, diese Beobachtungen zu vermehren, das heißt, Material für ein Werk zu sammeln, das offensichtlich als natürliche Ergänzung der Kunstgeschichte gedacht war. Diese Sammlungen finden sich unter der Ueberschrift: «Von heiligen Alterthümern».

Was hat man darunter zu verstehen? Kein Werk Winckelmanns hat diesen Namen bekommen. Nach einigen Notizen folgt ein regelrechter Entwurf mit zahlreichen Verbesserungen und Einschüben, der zunächst eine Seite über ägyptische und morgenländische Altertümer enthält, dann einen Abschnitt über Jupiter, schließlich von zwei bis acht numeriert Pallas, Diana, die Parzen, Cupido, Apollo, Bacchus, Nymphe und Faun. Der Abschnitt über Jupiter soll folgen; es ist der erste unter denen, die die Altertümer der Griechen, Etrusker und Römer behandeln:

I (1) Den Alten gefiel es ihre Götter zu vervielfältigen, welches nicht allein, so zu reden, durch die vielen Namen geschehen die sie ihnen gaben, sondern man findet wirklich auf Steinen zween Juppiters neben einander gestellt so wie sie zween Neptunus hatten.

(2) Unter vielen Gottheiten mit Flügeln ist bis itzo noch kein Juppiter erschienen. Eine alte Paste vor alters von einem hetru-rischen Stein genommen ist so viel ich weiß das einzige bekannte

Denkmal, welches ihn also vorstellt. Er ist bekleidet und um und um mit Donnerkeilen umgeben, um ihn zu bilden wie er in seiner Herrlichkeit zu Semele kommt welche bekleidet gestreckt zu seinen Füßen lieget.

(3) Auf der Paste von einem Stein genommen, welcher ehemals im Cabinet von Crozat war mit dem Namen NEISOY erscheint ein Juppiter mit dem Donner in der Hand, dem Adler und einem Schilde neben sich. Das merkwürdigste ist hier sein Aegis, woher dessen Beynahme Aigiochos kommt. Dieser Aegis ist mit der Nachricht des Herodotus gleichförmig. Die Völker in Libyen, sagt er, kleideten sich in Ziegenfelle...

Und nun weiß man auch, was das ist. Es ist der erste, deutsche, Entwurf zu den *Monumenti Antichi Inediti*, deren Uebersetzung ins Italienische später so große Mühen bereitete. Wir können diese Splitter in ihrem zweiten Bande, der ja der eigentliche, die originale Arbeit beherbergende ist, wiederfinden. Aus den *Heiligen Alterthümern* ist nun die *Mitologia Sacra* geworden. Die ägyptischen Altertümer bilden den Beschluß des ersten Theiles, wohl weil Winckelmann kein rechtes Material dazu gefunden hat. Aus dem zweiten Absatz der Jupiterdarstellung ist ein ganz eigenes Kapitel, von den geflügelten Gottheiten handelnd, geworden. Dort hat Winckelmann seine merkwürdigen Theorien über die ursprüngliche Zweigeschlechtigkeit der Götter mitgeteilt, in denen sich höchst eigentümlich sein Verlangen nach übernatürlicher, zusammengesetzter Schönheit spiegelt. Man kann Spuren davon in der Kunstgeschichte anläßlich seiner Schönheitslehre finden: «Es war auch den griechischen Künstlern, da sie sich mit Betrachtung des Schönen anfangen zu beschäftigen, die aus beiden Geschlechtern gleichsam vermischte Natur männlicher Jugend bereits bekannt, welche Wollust der asiatischen Völker in wohlgebildeten Knaben durch Benehmung der Samengefäße hervorbrachte, um dadurch den schnellen Lauf der flüchtigen Jugend einzuhalten.» Daß Winckelmann männliche Schönheit, als Schönheit, der weiblichen, vergänglichen, vorzog, ist bekannt.

Und man sieht noch mehr. Nämlich, wie sich dieses Werk ganz natürlich aus dem Sendbrief an Hagedorn entwickelt hat, mit dem es einen großen Teil der Beispiele gemeinsam besitzt — und damit, daß die *Monumenti* nicht besonderen römischen Umständen zu verdanken sind, sondern zu einer Zeit, als die Kunstgeschichte selbst noch im Puppenstadium war, gleich als eine Art systematischer, ikonographischer Ergänzung zu dem historischen Werk entworfen worden sind. Das hat man bisher nicht gewußt.

Aber wie unendlich hat sich dieser erste Entwurf gewandelt! Man denkt an Goethes Wort: «Daß seine Werke so, wie sie da liegen, erst als Manuskript auf das Papier gekommen und sodann später im Druck für die Folgezeit fixiert worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur ein Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes.» So ist der Weg zwischen den *Monumenti* und ihrem ersten Entwurf, der nun selbst so etwas wie ein heiliges Altertum geworden ist. Warum er damals nicht weiter kam, zeigt ein Brief an Bianconi: *Non ho tempo ni per me ni per l'opera di scrivere quà e là, e in somma padrone voglio essere io del mio.*

Wir haben den Gang durch eine alte Handschrift geschlossen. Viel Schulstaub war darin, viele Merkwürdigkeiten, viel Antiquarisches, aber hinter dem allem doch auch etwas von dem Leben und den Wundern Johann Winckelmanns, zu Stendal in der Altmark zu Anfang des 1718ten Jahres geboren.